

Ueber das Interesse für schöngeistige Literatur im Glarnerland des 18. Jahrhunderts

Autor(en): **Gehring, Jacob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus**

Band (Jahr): **55 (1952)**

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-585436>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ueber das Interesse für schöngeistige Literatur im Glarnerland des 18. Jahrhunderts

von *Jacob Gehring*

Von Ausnahmen abgesehen, ist des Glarners Muttersprache, wenn nicht ein Glarner-, dann ein Schweizerdeutsch. Erst mit seiner Teilnahme am gesprochenen und geschriebenen Schriftdeutsch erhebt sich das Individuum aus solch nationaler Vereinzelung in die Gemeinschaft aller Schriftdeutsch-Sprechenden; erst jetzt kann es teilnehmen an deren Wissenschaft und Kunst.

Soweit die Wissenschaft in Frage kommt, ist die Sprache meist und vorzüglich nur Mittel zum Zweck, wogegen sie an der Prosa- und Versdichtung unmittelbar beteiligt ist. Der ernstlich an künstlerischer Prosa und an der Verskunst interessierte Mensch macht sich damit ohne weiteres verdient um seine Sprache, verdient um die Sprache überhaupt. Insofern — nebst wichtigem anders Geartetem — nur die Sprache den Menschen zum Menschen als solchen macht, hat er sie als ein Heiligtum hochzuschätzen; und es darf ruhig ausgesprochen werden, daß anders er sich nicht als ganzer, vollgültiger Mensch betrachten darf.

Mit dem Gesagten ist unser Interesse an den frühen Freunden deutschsprachiger Literatur in unserem Lande ausreichend begründet. Wer in der Geschichte unseres Schulwesens auch nur einigermaßen sich auskennt, wird die Namhaftmachung zahlreicher Freunde vor Anbruch des 19. Jahrhunderts nicht erwarten. Er wird auch darum nicht viele Namen erwarten, weil der Literaturfreund als solcher selten in amtlichen Akten figuriert und weil Privatarchive im Glarnerlande zu den größten Seltenheiten zählen.

Bis ins 18. Jahrhundert hinein rekrutieren sich (wie anderswo) die Gebildeten unseres Landes vornehmlich aus Geistlichen, Regierenden und Ratsherren, und da und dort noch aus einzelnen ihrer Familienglieder. Während der ganzen ersten Hälfte dieses Jahrhunderts bildeten rein religiös-erbauliche Schriften den Lesestoff dieser Gebildeten, der vornehmlich bestand aus der Bibel, dem Katechismus, dem Lobwasser-Psalter, aus Hübners Biblischen Historien und aus Arnds «Paradies-Gärtlein». Von 1733

bzw. 1752 an gesellten sich da und dort hinzu die Gesangbücher Bachofens und Schmidlins, noch später geistliche Lieder von Gellert und Lavater. Neben den erstgenannten Werken fanden sich von 1714 an in der kleinen Bibliothek dieses und jenes Gebildeten wohl auch J. H. Tschudis «Monatliche Gespräche», an welchen freilich schon eine leise einsetzende Verweltlichung der Literatur wahrnehmbar ist, z. B. im «April-Gespräch» 1719 von «Gast-Höfen und Wirtshäusern».

Von 1740 an macht nun — vorerst in Zürich und gefördert durch *Bodmer* und *Breitinger* — eine weltlich-schöngeistige der religiös-erbaulichen Literatur das Feld streitig, und wenn noch 1740 im Bereiche der deutschen Kultur auf *ein* Buch von weltlicher Einstellung nicht weniger als *drei* religiös-erbaulichen Inhalts gedruckt wurden, so stehen sich 1770 Erbaulich und Weltlich etwa im Verhältnis von 2 : 3 gegenüber¹.

Als einen ersten, hinsichtlich seiner literarischen Ansprüche «modernen», d. h. weltlich-schöngeistigen Werken aufgeschlossenen glarnerischen Gebildeten dürfen wir *Joachim Heer* (1724—1766), genannt «der chruis [Krause] Heer», Pfarrer in Azmoos 1744—1755, in Gretschins 1755 bis 1766, anführen. Ueber ihn schreibt Bodmer am 15. März 1747 an *Johann Georg Sulzer*: «Zu Atzmoos im Sarganserland ist ein junger Pfarrer . . . ein Glarner von Extraction, der ehemals hier studiert hat. Er ist der erste Glarner, der einen Geschmack an der schönen Literatur, der Philosophie und an den Sprachen gehabt. Er ist ziemlich stark in allen diesen Stücken, von einem trefflichen ingenio und sonst von Umgang. Dieser wackere Mann schreibt mir in einem geschickten lateinischen Brief, daß er gern an einem andern Orte leben möchte, wo er Bekanntschaft und Umgang mit Gelehrten und guten Köpfen haben könnte. Ein Predigerdienst in irgend einer deutschen Stadt oder nur eine Informatorstelle wäre ihm schon anständig. Er ist unverheirathet und gar nicht geldgierig wie seine Landsleute, von denen er gänzlich degeneriert, und eben darum nicht anders als mit Verdruß unter ihnen wohnt . . . Er ist unverheirathet, von etwa 25 bis 26 Jahren, im Lateinischen, Italienischen und Französischen sehr geübt².» Damit, daß wir nichts Näheres über Heers spezielle Vorliebe hinsichtlich der deutschen schönen Literatur erfahren, können wir uns deshalb etwas leichter abfinden, weil ihm ja mit seinem Pfunde im Glarnerlande zu wuchern, nicht beschieden war.

¹ *Herbert Schöffler*: «Das literarische Zürich 1700—1750», S. 105—106, Leipzig 1925.

² Abgedruckt bei *J. Zehnder-Stadlin*: «Heinrich Pestalozzi», S. 388 ff., Gotha 1875.

Umgekehrte Verhältnisse begegnen uns in folgender Anekdote insofern, als wir wohl etwas über die speziellen literarischen Neigungen, leider aber nur wenig über die persönlichen Umstände der in Rede stehenden Glarnerinnen erfahren.

Dem gegen das Ende des 18. Jahrhunderts die Schweiz bereisenden Russen N. M. Karamsin erzählte man in Zürich, daß «zwei junge Hirtinnen» aus dem Kanton Glarus 1750 «bloß deswegen nach Zürich gekommen wären, um *Klopstock* zu sehen. Eine von ihnen faßte seine Hand und rief aus: Ach, wenn ich in der *Clarissa* lese und im *Messias*, so bin ich außer mir». ³

Hinsichtlich der «Hirtinnen» dürfte sich H. Tobler, dem Karamsin die Anekdote in den Mund legt, gründlich geirrt haben, in dem solche Claren-Gestalten in unserem Lande nicht zu finden waren. Viel eher handelte es sich um Töchter aus der besten Glarner Gesellschaft, denen es angemessen schien, zu Ehren des Dichters ihr repräsentativstes Kleid, die Glarner Tracht anzuziehen. An der Tatsache des Besuches ist um so weniger zu zweifeln, als auch Melchior Schuler in seiner «Geschichte des Landes Glarus» darauf hinweist. Als ein Kenner von Land und Leuten spricht er nicht von «Hirtinnen», sondern von «Töchtern». Unser lebhaftes Bemühen, jene Glarnerinnen aus ihrer bedauerlichen Anonymität herauszuheben, ist leider unbelohnt geblieben.

Im letzten Quartalsheft vom Jahre 1783 des «Schweitzer'schen Museum», redigiert von «H. H. Fueßli, der Vaterländischen Geschichte und Politick öffentlicher Lehrer in Zürich», finden sich unter dem Titel «Die Schlacht bey Nefels» Fragmente eines Epos in Versen, «gesungen am Fahrtag [9. April] 1783.» Eine Fußnote bezeichnet «Herrn Heer von Glarus» als den Sänger des Epos. Nach dem — hier nicht in extenso darzulegenden — Ausschlußverfahren arbeitend, sahen wir uns schließlich genötigt, in jenem «Heer» den hervorragenden Landammann *Cosmus*, den älteren (1727—1791), zu erblicken, der, ein prominentes Mitglied der «Helvetischen Gesellschaft», mit der Wahl seines Gegenstandes einer Haupttendenz jener patriotischen Gesellschaft gebührend Rechnung getragen hat.

Der Herausgeber des «Museum» spricht vom Sänger des in Rede stehenden Epos als von einem «Dichter» (S. 347), bezeichnet eine gewisse Partie auch als «sehr lebhaft, und zum Theil ganz national [glarnerisch]»,

³ N. M. Karamsin: «Briefe eines reisenden Russen», übersetzt von J. Richter, Wien-München, p. 185.

enthält sich im übrigen aller Werturteile; es wäre denn, wir wollten auch die nachstehenden zwei Sätze aus der Einleitung unter jene rechnen. «Je seltener vaterländische Feste geworden, desto eifersüchtiger sollte man auf Beybehaltung sowol als auch Veredlung der noch wenigen übrig gebliebenen seyn. In dieser Rücksicht verdient der Verfasser» des Epos, «wovon wir aber einstweilig nur Fragmente mittheilen können, gewiß unsern ganzen Beyfall».

Wohl ging es Cosmus Heer vor allem darum, der Großthaten der Väter in Dankbarkeit zu gedenken; niemals aber gedachte er aus falsch verstandenem Patriotismus heraus, «die Heldengeschichte der Vorwelt mit überspanntem Lobe» zu bedenken. Sein Epos betreffend will er guten Gewissens sagen können:

«Hier ist der Kiel von Schmeicheley,
Der Mund von falschem Lobe frey.»

Dem Sänger der «Schlacht bey Nefels» mit Fueßli einen Dichter zu nennen, wagen wir nicht. Es mangelt Cosmus Heer zwar nicht an Bildung und an der Kraft des Sich-hinein-Denkens und -Fühlens in die verschiedenen Situationen, aber es gebricht ihm hie und da am Vermögen, sich völlig souverän der gebundenen Sprache und des Reims zu bedienen. Daß er gelegentlich statt deren Herr noch deren Knecht ist, belegt z. B. folgender Vierzeiler nur allzudeutlich:

«Noch seh' ich die erhitzten Stirnen
Ein Strom von Retterwonn' durchwallen;
Noch hör' ich an der Berge Firnen
Den Preis des Schöpfers laut erschallen.»

Fueßli hat die Heerschen Eposfragmente in sein «Museum» aufgenommen, einmal eben um die darin ausgesprochene patriotische Gesinnung zu ehren und sodann wohl noch um den Sänger zu ermutigen, den eingeschlagenen Poetenpfad künftig sicherer zu beschreiten. Heer selber hielt sich kaum für einen Dichter und hätte, wie folgende Verse dies bezeugen, einem besseren vaterländischen Poeten gern das Feld geräumt:

«Gebricht es uns gleich an Homeren, (S. 341)
So laßt beglückter Enkel Zungen
Mit schwächerem Lob doch Ahnen ehren,
Die ihrer Kinder Glück errungen.

— — — — —
— — — — —

Wenn meiner Leyer Töne fehlen, (S. 348)
Nehmt wenigstens den Trieb zum Lohn,
Der jetzt in meinem Herzen lodert,
Da ich die dankerfüllte Menge
Beglückter Enkel hier gesehn,
Auf Eurer Siegsstatt mit Gepränge,
O Helden! Euer Fest begehn.
Und möcht ich, Väter! bald nicht mehr
Der einz'ge Eurer Söhne seyn,
Der es gewaget, Eurer Ehr'
Ein schwaches Lied des Lobs zu weihn!»

Da es sich in dem im «Museum» Mitgetheilten ohnehin nur um Fragmente des Näfelser-Schlachtepos handelt, fühlen wir uns nicht verpflichtet, sämtliche der dort abgedruckten Verse mitzuteilen, sondern begnügen uns mit folgender, genügend aufschlußreicher Auswahl:

Sehr lebhaft, sagt Fueßli, und zum Theil ganz national sei folgende Schilderung. Ein zum Streit eilender Landmann

«— — wirft einen Blick zurück,
Und sieht den Feind an seinem Gatter.

— — — — —
Schon sieht er in der Räuber Mitte
Die Heerden seiner fetten Stiere:

— — — — —
Er sieht aus selbst erzognen Kühen
Die süße Milch mit Diebslust saugen;
Sieht Bäume sinken die erst blühen,
Sieht Blutdurst in des Wüthrichs Augen;
Sein Kind waint zu des Räubers Füßen,
Dem härtesten Schicksal ausgesetzt;
Sieht Fremde die sein Weib genießen,
Sieht seiner Töchter Ehr verletzt.
Sein Vieh sieht er vom Lande treiben,
Sein zartes Gras sieht er vertreten;
Sieht nichts von Raub verschonet bleiben
Und kann nicht einen Halm erretten.

— — — — —
Dort eilt der Weiber zarter Schwarm,
Von Thränen naß, mit matten Schritten,

Mit nackten Kindern auf dem Arm,
Nun heulend fort aus holden Hütten —

Mit Greisen die sie liebeich führen,
Mit kranken Brüdern, tauben Müttern,
Hin, in die Wohnung wilder Thieren;
In ferner Wälder finsters Herz —
Um, wankend zwischen Tod und Leben,
Bald in Verzweiflung, Furcht und Schmerz, —
Bald in der Hoffnung Schooß zu schweben.
Hier nagt der bängsten Sorgen Wurm
An den gefolterten Gemüthern;
Des Todes Bild, des Schreckens Sturm,
Macht Eltern, Weib und Kinder zittern.
Es fürchtet schon der arme Sohn
Nie seinen Vater mehr zu sehen;
Das Weib hört in Gedanken schon
Den Mann halbtodt ums Sterben flehen:
Ein Freund sieht mit Erbitterung
Dem treusten Freund die Augen schließen;
Ein Kranker in der Einbildung,
Des Bruders Blut noch rauchend fließen.
Doch halt! Tyrannen denket doch,
Daß Ihr in Schweitzerthälern sengt;
Der Väter Heldenblut fließt noch
Im Blut der Söhne unvermengt.
Bald saß der erste Schrecken nieder,
Wich dem Gefühl von Schaam und Reu,
Und Freyheitssinn erhob sich wieder
Und lebt' in allen Seelen neu. —
Erweckt durch das Gefühl der Schmachte,
Gereitzt durch der Verzweiflung Sporn,
Entschlossen sich zur strengen Rache
Die Glarner, warm von edelm Zorn;
Nun wagen sie's mit Heldenfeuer
Des bittern Todes selbst zu spotten,
Und das Despoten-Ungeheuer
Mit schweren Schlachtbeil auszurotten.

«Nein, Feinde! deren Brüder oft
 «Von unsrer Brüder Hände starben,
 «Umsonst, daß Ihr zu siegen hofft!
 «Nicht macht Ihr uns slavisch darben.
 «Auf, Brüder! Jeder nehme sich
 «Zum Schild, was ihm die Seele füllet:
 «Fort! ehe Rach' und Zörnen sich
 «In tief verwundten Herzen stillet.»

Nachstehende, 1765 entstandene Verse wurden zunächst wohl nur in des Uebersetzers engerem Familien- und Freundeskreise bekannt. Es handelt sich in ihnen um eine von Mr. Knoll «Secretair bey Ihro Exzellenz H. General Lieut: Joseph Anthoni Tschudi» (1703—1770, katholische Linie) in französischer Sprache verfaßte Ode auf die altehrwürdigen Linden auf dem Spielhofe zu Glarus, und speziell um deren von Camerarius *Jh. Ib. Tschudi* in Glarus (1722—1787, reformierte Linie) besorgte «Uebersetzung oder vielmehr Nachahmung» in deutscher Sprache⁴. Diese Nachdichtung zeigt des fleißigen Historikers Geistigkeit in vorteilhaft-ungewohnter Beleuchtung und läßt es als glaubhaft, ja eher als notwendig erscheinen, daß Tschudi hin und wieder sowohl mit französischer als mit deutscher Poesie sich verständnisvoll abgegeben hat. In seiner «Nachahmung» entwickelt er den und jenen Gedanken seiner Vorlage etwas weiter, und zwar in einem Deutsch, das vorteilhaft absticht z. B. von Bodmers Uebersetzung des Miltonschen «Paradieses»⁵, wobei billigerweise allerdings zu berücksichtigen ist, daß zwischen jener und dieser Uebersetzung ein Zeitraum von 33 Jahren lag und daß es Bodmer, im Gegensatz zu Tschudi, um eine eng ans Vorbild sich anschließende Uebertragung zu tun war. Bei aller Freiheit seiner Nachdichtung hat übrigens Tschudi das edle Pathos des Originals aufs schönste zu wahren gewußt.

«Ihr stolzen Linden!

Durch deren kühles Dach kein Blick der Sonne strahlt.

Geliebter Aufenthalt der Nymphen dieser Gründen:

Ihr oft verjüngte Blätter,

Standhafte Zeugenschaft der Einfalt unsrer Väter

⁴ Französischer und deutscher Text finden sich erstmals abgedruckt bei *Jacob Gehring*: «Das Glarnerland in den Reiseberichten des XVII—XIX. Jahrhunderts.» Jahrbuch 1943 des Histor. Vereins des Kts. Glarus.

⁵ *Herbert Schöffler*, S. 65—67.

Der unschuld-vollen Lieb und alten Redlichkeit.
 Die ihr seit dreißigmal fünf Jahren Zeit
 Mit heiligem Schatten den Spielhof überstreut,
 Wo Unschuld und Vergnügen sich oft
 In bunten Zügen der Jugend unsres Lands,
 Im Spiel und Danze gatten:
 Besingt, beherrschet und verlacht
 Des großen Alters Macht,
 Der alles sonst muß weichen!
 Der Himmel schützt Euch von den Streichen
 Der Zeit, der Winden und der Axt.
 Blüht, grünt und wächst in stetem Frühling unversehrt,
 So lange das Gefild um Limmats Ufer währet.
 Lasset Libannons-Cedern Holz,
 Den eitlen Stolz, der Fürsten Häuser auszuschmücken.
 Was Hand und Witz zu Brüssel und Schiras
 In Gold und Seide sticken
 Bedeckte immerhin den Sitz gekrönter Menschen Wiegen;
 Ihr aber überdeckt ein Volk vergnügter Bürger.»

In dem nun zunächst Mitzuteilenden handelt es sich nicht mehr um glarnerische literarische Produktion, aber immerhin um Belege dafür, daß auch hierzulande das große literarische Geschehen nicht ohne künstlerisches Verständnis und mit lebendiger Teilnahme wahrgenommen worden ist.

Wer geneigt ist, sich näher abzugeben mit der zugleich soviel Anziehendes wie Abstoßendes in sich vereinigenden Persönlichkeit des Pannerherrn *Johann Peter Zwicky* (1762—1820) ⁶, wird diesen kennenlernen als einen Bewunderer *Shakespeares*, als Freund und Verehrer von *Johannes von Müller* und dessen Werk, als Verehrer von *Heinrich Pestalozzi* und Subskribenten auf dessen Werk, als den einzigen Glarner, der (1797 in Stäfa) *Goethes* persönliche Bekanntschaft machen durfte, und vor allem als den begeisterten Verehrer *Salomon Geßners*, welchem Zwicky im Verein mit Franz Josef Büeler von Rapperswil (seinerseits «ein Schüler *Wielands*, da er noch in Erfurt war») im Klöntal, in der «zauberischsten Naturgegend,

⁶ *Jacob Gehring*: «Pannerherr J. P. Zwicky», Zürich 1947.

die ganz diesem empfindlichen Zweck geschaffen schien», einen Denkstein, als «das natürlichst einfachste Denkmal», das allein «Geßnern würdig verewigen kann», gesetzt hat.

Im Jahre 1787 erschien bei J. G. Treuthel in Straßburg ein «Erstlinge einer Helvetischen Muse am Rhätischen Gebirge» betitelt und reizend kartoniertes Bändchen von annähernd hundert Seiten Umfang, enthaltend Prosa und Verse eines sich mit «K. G. *** von G.» zeichnenden Verfassers. Es handelt sich in diesem um den jugendlichen *Karl Gallati* von Näfels, dort geboren am 8. August 1765. Hier empfing er auch den ersten Unterricht. In seinen Jünglingsjahren finden wir ihn in Luzern, welche Stadt er 1786 verließ, um in Straßburg Experimentalphysik, Astrologie [doch wohl Astronomie!], Anatomie und Metaphysik zu studieren. Schon 1787 kehrte er dem Elsaß den Rücken, wandte sich nach Süden und ließ sich in Pavia nieder, um hier dem Studium der Medizin zu obliegen. Ein mitleidiges Schicksal ersparte dem mit einer damals noch unheilbaren Krankheit geschlagenen Studenten lange Jahre peinlichen Siechtums und brachte ihm kurz vor Ende des gleichen Jahres die Erlösung durch den Tod.

Sowohl Bernold, der Barde von Riva, als auch Gaudenz von Salis-Seewis haben sich begeistert über den jungen Dichterkollegen ausgesprochen. Aber schon Ernst Götzinger, der 1891 Auszüge «Aus den Papieren des Barden von Riva»⁷ mitgeteilt hat, fühlte sich genötigt, den Bernoldschen Wein der Begeisterung mit Wasser zu verdünnen, indem er feststellt, daß Bernolds Enthusiasmus mehr zeuge «von seinem gefühlvollen Herzen als von seiner ästhetischen Urteilskraft». J. Kuoni von St. Gallen, der in den Nr. 155—162 des Jahrgangs 1890 der «Glarner Nachrichten» das Andenken an den soviel wie vergessenen Gallati in einer Artikelfolge wieder wachgerufen hat, will dessen dichterisches Vermögen nicht so sehr aus seinen Versen als aus seiner Prosa erkennen. Es liegt nun leider an uns zu sagen, daß Gallati in seiner Prosa durchaus unselbständig und ein Schüler Salomon Geßners ist.

Man muß, um dem Dichter gerecht zu werden, schon sein ganzes Büchlein lesen; denn wer es zufällig ein- oder zweimal unglücklich aufschlägt, könnte es enttäuscht aus der Hand legen — und Gallati Unrecht tun. Spielt dieser seine Leier auch nirgends wirklich virtuos, so ist sein Können doch

⁷ In den «Mitteilungen zur Vaterländischen Geschichte», herausgegeben vom Histor. Verein in St. Gallen 1891, S. 402 (130).

sehr unterschiedlich, und es finden sich auf seinem immerhin reingestimmten Instrument beachtlich viele Saiten. In Prosa und Versen ist nämlich die Rede von Natur und Natürlichkeit, von Heimat und Heimweh, von Liebe, Todesahnen, Moral und Philosophie, und es entpuppt sich Gallati wie als ein Schüler Geßners, so auch als derjenige Rousseaus und Herders.

In einer «Vorerinnerung» bemerkt der Dichter: «Ganz anderst sah ich meine Gedichte in der Korrektur an, als im Manuscript; und mir wird etwas bange, da mir nun meine Blättchen aus der Hand fliegen. — Fast war es von mir als einem Junge, der wegen Bart oder Federn noch im Zweifel steht, allzugewagt, als Dichter aufzutreten, und das um so viel mehr, da mein anzugehender Beruf von demjenigen eines Dichters sehr verschieden ist...» Dem Herrn Rezensenten wird «etwa die Sprache aufstoßen: aber wenigstens hierinn bin ich zu entschuldigen, da ich als ein Schweizer unmöglich so fein die Wörter auswählen und drehen kann, als ein Sachse [!] oder Berliner. Den einen oder andern Provinzial-Ausdruck möchte ich gerne mit seiner Erlaubniß beybehalten, weil ich am liebsten von meiner Nazion möchte verstanden seyn». Als solche Provinzialismen führen wir an: schmälen — lüpfen — bachbunggelb — Zäserchen — Züsler; es sind aber keineswegs sie, sondern wirkliche Nachlässigkeiten, die mancherorts den Leser verstimmen können. Dessen ungeachtet wagen wir die Vermutung auszusprechen, es möchten Karl Gallati bei großem Fleiß und unerbittlicher Selbstkritik in reiferem Alter doch noch einige schöne Verse gelungen sein.

Auf das gesuchte Veilchen

Sparsam dekt noch Schnee den Hügel,
Wo ich heut der Fluthen Spiegel
Froh besah, und ringsum kroch;
Doch kein Veilchen fand ich noch.
Veilchen, weilest doch so lange!
Macht die Erd dir noch nicht bange?
Ach es wartet Lenz nur dir;
Und du willst noch nicht herfür?
O wann werd ich dich erhaschen?
Wer möcht den Geruch nicht naschen,

Den du Veilchen um dich streust,
Und darum die Kinder freust!
Nur kein frecher Sturmwind hauche
Nie mit schwarzem Städtenrauche
Deinen keuschen Busen an!
Heult er, so verkriech dich dann.
Bey dir werd ich einsam sitzen,
Meinen Arm aufs Moos hinstützen.
Mit dir sprechen ungestört,
Horchen, was dein Leben lehrt.
Will mich gern der Tugend weihen;
Aber dann wirst auch verzeihen,
Wenn ich letzt dich pflücken muß,
Leid'st dann Veilchen einen Kuß?

Das Bäumchen

Im magern Kiesgrund auferzogen,
Vom Muthwill jedes Winds gebogen,
Bemüht ein Bäumchen sich zu blühen,
Obwohl es fast unmöglich schien.
Man pries des Bäumchens gut Bemühen:
«Ach», klagts, «wann werden Früchte glühen,
Denn reifen kann die Blüthe nicht,
Weil es an Nahrung mir gebricht.
Zwar neben mir die Erdbeersträucher,
Gewöhnt im wilden Steinereiche,
Erzeugen Früchte roth und süß,
Als wüchsens in dem Paradies.
Doch meine Blüthen schon verzehrten
Längst jede Säfte, die sie nährten;
Nun müssens welken bald mit mir,
Für Bäumchen ist der Grund zu dürr.
Willst Zevs, mich sollen Aepfel zieren,
So laß mir beßre Erd zuführen;
Wo nicht, so bitt' zuletzt ich auch,
So wandle mich zum Erdbeerstrauch.»

Frühlings-Szene

In das feuchte Morgengrün
Floß der erste Lichtstrahl hin;
Zwey noch kleine Mägdelein
Tanzen in dem runden Schein,
Blicken auf einander treu,
Treten Blumen allerley,
Schlingen schön sich um die Lende
Ihre weichen Kinderhände;
Ihnen raubt des Zephyrs Müt'gen
Mayenkühl das strohne Hütgen;
Und die Mägdlein haschens wieder.
Morgig schön geschnürt im Mieder,
Noch den Traumkranz an der Stirne,
Sitzet eine größere Dirne
In dem Kleegrund sömmerlich,
Zeucht ihr Röckgen fein an sich,
Schaut im Bach der Kleinen Bild,
Und zum Kindertanze spielt
Sie auf einem Rosenblatt,
Das sie an den Lippen hat.

Das Bekenntnis

Hingeängstigt von der Noth,
Ohne vorgeschlungne Hülle,
Bloß — steht Armuth da, seufzt stille,
Schamgeschlagen blutendroth.
Wie's im Herz ihr pocht und schnell!
Gleich dem Bergstrom, der im Falle
Mit ersticktem Wiederhülle
Von dem Felsenstück aufprellt.
Endlich strömt die Thränenrinn',
Strömt wie starke Regengüsse
Strömt und ätzt dir vor die Füße,
Was sie sagen wollte, hin.

Vor seinem zu Anfang der neunziger Jahre erfolgten endgültigen Zerwürfnis mit dem Pannerherrn J. P. Zwicky zählte sich auch Franz Joseph Benedict *Bernold* (1765—1841), der Barde von Riva (Walenstadt), zu des Pannerherrn guten Freunden. Sowohl als Knabe und Jüngling als auch in seinen reiferen Jahren weilte Bernold oft in Glarus, wo ihm das Haus von Schwester und Schwager zu einer zweiten, zu seiner Wahlheimat wurde. Ratsherr Johann Caspar Fridolin *Tschudi-Bernold* (1748—1798), Sohn des Goldschmieds und Kunstmalers Peter Joseph Tschudi (1705—1774), Enkel des Goldschmieds Kaspar Fridolin Tschudi (1669—1743, katholische Linie), stammte aus einer Familie, in der seit Generationen Wert auf gute Sitten und Bildung gelegt, wo die Künste gepflegt worden waren.

«Schon in meiner frühern Jugend, als mein Dichtertalent sich allmählig entwickelte», so lesen wir in Bernold Selbstbiographie⁸, «erinnere ich mich einer poetischen Unterredung mit meinem Schwager von Glarus, worin ich unter anderm mich patriotisch beklagte, daß noch kein Schweizerdichter sich an eine Nationalepopöe wagte, wozu soviel Stoff in der Geschichte unserer Freiheitskriege liege; zudem sei Wilhelm Tell wegen seinem nicht immer fehlerfreien Charakter, den ein solches Unternehmen jedoch zu heischen scheine, der tauglichste Held einer Epopöe etc. Mein Schwager munterte mich dazu auf und setzte hinzu, daß es schade wäre, wenn ich meine verborgene Dichterkraft nicht weckte und den Genius träg hinschlummern ließe.»

Auch im schon einmal erwähnten, im «Museum» des Jahres 1789 veröffentlichten Briefe erinnert sich der Barde von Riva voll dankbarer Genugtuung an die im Freundeskreis in dem «neben dem Rathause und gegenüber dem Lindenbeschatteten Spielhofe (dem Menschen besuchtesten Platze, wo sie sich von der Last des Tages erholen)» gelegenen Hause Tschudi-Bernold genossenen fruchtbaren Stunden, wo er «so oft» der Freunde «Vorleser war, und sie im horchenden Kreis um mich saßen.»

Im gleichen Briefe kündigt der junge Dichter dem «Vater seiner [Geistes-] Kinder» die Geburt des «Spaziergang nach der Brunnquelle Tellina» an und fährt fort: «Erinnern Sie sich jenes Winterabends nicht mehr, da wir in einem Bröderkreise bey einander waren, und uns die lange Weile mit der Würze freundschaftlicher Gespräche versüßten? . . . Unser Dichter [Bernold selber] kramte von seinem poetischen Vorrat eins nach dem andern reichlich aus, bis es zu einem ordentlichen Dialog zwischen Ihnen

⁸ Sie wurde mir bereitwilligst zur Einsicht überlassen vom derzeitigen Besitzer, Herrn Dr. E. Rothenhäusler, Nidberg, Mels.

beyden kam, den ich zur Hälfte vergessen habe. Nur soviel ist mir davon im Gedächtnisse geblieben, daß Sie ihm damals zu Handen aller Dichter vorwarfen, warum sie doch ihre Gedichte vom Anfange bis an's End' in einerley Sylbenmaaß einkleideten, und (wie Sie sich ausdrückten) immer auf einer Leyer fortspielten? Ob sie nicht ohne Entheiligung der Musen hin und wieder metrische Abänderungen drein weben, und so damit ein Gedicht, gleich einem Blumenkranze, mit verschiedenen Farben durchflechten könnten? Anstatt daß die Arbeit dadurch von ihrem Werte verliere, dünke es Sie vielmehr, daß sie einen neuen gewinne; gleichwie eine Symphonie (das war Ihr Gleichnis) worinn der Künstler Verschiedenheit im Tact und Tempo anzubringen wußte, die Musik noch mehr beseelt, und des Kenners Ohr, das vielleicht bey der einförmigen Harmonie taub wäre, nun mit ihrer Mannigfaltigkeit in den Wendungen angenehm überrascht.»

Da Bernold, wenschon nur in eingeschränktem Maße, auch als ein Geschöpf von Glarus und seines Schwagers Tschudi betrachtet werden darf, sind wir es ihrer beider Andenken und auch unserem Vorhaben überhaupt schuldig, hier die Wiedergabe von Bernolds Versen einzuschalten, worin er seinen Freund, Verwandten und Förderer also besingt:

«Nun eil' ich nach vielen Monden zu dir,
Mann meiner Schwester! Bruder meiner Seele.
Längst warest du mir Apoll
Und ein Musentempel dein Haus.
Mit der göttlichfrohen Miene der Sonne,
Wenn sie auf der Erde Frühlingsauen
Blumenkinder wachsen sieht,
Sahst du meiner frühen Jugend Knospe
Schon liebliche Blüthen verheißen,
Die nun der Muse Hand zur Frucht gereifet hat.
Oft glimmte nur ein junger Trieb in mir;
Du fachtest ihn an,
Daß er zur hellen Flamme aufloderte.
Oft auch, wenn mein unmündiger Geist
Vor den steilen Wegen der Kunst zurückschauderte,
Riefst du schöpferisch in die zweifelnde Brust:
,So werde ein Lied!'
Es wurde ein Lied,
Und sichtbar kam die Begeisterung
Vom nahen Lindenschatten auf mich herab.

Oder sie besuchte mich
Auf den grünlichen Woogen der Flüsse;
Wie dort am Ufer deiner vaterländischen Linth,
Wo sie im zitternden Schatten des Kirschbaums,
Im heiligen Schauer umflatternder Träume,
Auf dem moosigen Steine mich fand.»⁹

Da es sich im Vorstehenden nur um eine neue Reihe¹⁰ von Bausteinen zu einer Bildungsgeschichte des Glarnervolkes handelt, wäre es verfrüht, jetzt und hier schon ein abschließendes Fazit zu ziehen. Von selbst wird jeder Leser aber mit Genugtuung Kenntnis nehmen von dem erfreulichen Niveau, zu welchem hinauf im Laufe weniger Dezennien die schöngeistigen Interessen gebildeter Glarner sich entwickelt haben. Es läßt sich immerhin feststellen, daß diese Entwicklung vom zweifellos noch naiven Enthusiasmus erwähnter Glarner Töchter zum kritischeren des Ratsherrn Tschudi, von der betont objektiven Produktion eines Cosmus Heer zur subjektiven eines Karl Gallati geführt hat.

⁹ Aus «Die Linth» von *Bernold*. «Schweitzer'sches Museum» 1790, S. 633/634.

¹⁰ Eine erste Reihe findet sich bei *Jacob Gehring*: «Beiträge zur glarn. Kulturgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts», Tschudi & Co., Glarus 1943, S. 37—83. Die Hinweise auf Zehnder, Karamsin und Gallati verdanke ich Hrn. Dr. H. Trümpy-Meyer, Glarus.